

Theologisches Gestaltsehen

**Die Sinusstudie über Kirche und
Religion als eine Wahrnehmungsschule
für Theologie und Pastoral¹**

1. Das Christentum: concretum universale

Die tiefe Faszination des Christentums liegt in seiner unüberbietbaren Kombination aus Konkretheit und Universalität. Wie in der Kreuzesgestalt reißen sich im Vollzug christlicher Nachfolge zwei Pole auseinander und halten sich zugleich wechselseitig. Da ist der eine Pol der Konkretheit, in dem die Menschennatur Christi in ihrer inkarnatorischen Dimension nachvollzogen wird: Gott macht sich nirgendwo anders geschichtlich antreffbar als in den Freuden und Schmerzen des menschlichen Alltags. Und da ist der andere Pol der Universalität, in dem die göttliche Natur Christi in ihrer pneumatischen Dimension nachvollzogen wird: Gerade das Sterben und Geistaushauchen des menschengewordenen Gottes am Kreuz wird zum Punkt, an dem sich die Welt revolutioniert und sich Heil für alle und alles ereignet. Es ist diese für den Intellekt schlechthin unerträgliche Zuspitzung von Konkretheit und Universalität, die das Christentum so anspruchsvoll macht: Der Pol der Konkretheit wird am Kreuz zum Skandalon, weil sich angesichts dieser barbarischen Folter jede Form von Spiritualisierung verbietet und mit dem Kreuzesopfer Jesus von Nazareth auch jede Gottesidee zum Zynismus wird. Und der Pol der Universalität wird in der Auferstehung zum Skandalon, weil sich angesichts dieser überwältigenden Neuschöpfung jede Form von Materialisierung verbietet und sich mit der Denkmöglichkeit der Todesüberwindung auch jede Möglichkeit irdischer Autonomie verbietet. Das Christentum liegt

mitten in dieser paradoxen Spannung von Geist und Welt, von Vorbestimmung und Freiheit, von ewigem Heil und situativem Scheitern.

Diese Spannung kulminiert in dem Menschen, der mir gegenüber steht: Er ist der Geringste, in dem sich niemand anderes identifiziert als der Allerhöchste. Am Einzelpunkt einer geschichtlichen Begegnung mit einem Menschen berühre ich den Allespunkt der verborgenen Gottesgegenwart in der Welt.

Wie gesagt: Nirgendwo ist das Christentum so fordernd, nirgendwo aber auch so faszinierend wie in dieser Kombination des *concretum universale*. Zugleich sind anwesend die Koordinaten meiner geschichtlichen Situation *und* die Möglichkeit der Gottesbegegnung. Oder sagen wir genauer: Zugleich sind anwesend meine Rückenschmerzen, meine Freude beim Blick aus dem Fenster, meine Sehnsucht nach den Kindern, meine Unlust auf den nächsten Termin, der Büromief in meiner Nase *und* die Möglichkeit, genau diese banalen Koordinaten zu den grammatischen Strukturen zu machen, in denen Gott sich mir übereignet. Inkarnationstheologisch behaupten wir, dass sich das Gotteswort nicht irgendwie abstrakt in die Logik der Erdschwere übersetzt hat, sondern konkret, und zwar zutiefst konkret. Um es mit dem Römerbrief frei zu sagen: Es kann uns nicht nur nichts von der Liebe Gottes trennen, sondern nach der Menschwerdung kann uns auch alles hin zu ihm fördern, sogar bis hin zu der *felix culpa*, die das Erbarmen Gottes auf uns zieht. Denjenigen, die Gott lieben, gereicht alles zum Heil, das wird man wörtlich nehmen dürfen, und sicher sind es gerade nicht die banalen Lebensnotdurften, die da ausgeschlossen wären.

2. Krise der Pastoral: Weder *concretum* noch *universale*

Die Faszination dieses *concretum universale* ist auch der tiefe Motivationsgrund, warum Menschen einen pastoralen Beruf oder ein pastorales Ehrenamt ergreifen. Es ist einfach in sich zuhöchst anziehend, in die jesuanische

Dynamik von „Sammlung“ und „Sendung“ einbezogen zu werden. Gesammelt vom Höchsten und Kostbarsten zieht uns die Sendung mitten hinein in die zerbrechlichen Konkretionen des Lebens. Viele Wortfelder illustrieren diesen Grundvollzug der Pastoral: In die Nacht menschlicher Situationen soll das Licht Gottes gebracht werden, heißt es etwa metaphorisch; man sei im „Namen des Herrn unterwegs“, sagt man salopp, aber stolz; oder, im Jargon von amtlicher Verlautbarung: Der Mensch sei der Weg der Kirche. Immer geht es darum, die erwähnte Spannung zu halten und im christlichen Vollzug des Lebens weder die Vertikale der Geistbegabtheit noch die Horizontale unbedingter Bereitschaft zur Konkretion zu verraten. So kann dann eine Krankenhauseelsorgerin bei den Eltern eines leidenden krebskranken Kindes zwar sprachlos sein, aber sitzen bleiben, obwohl alles in ihr gegen diese Aufgabe rebelliert – weil ihr die Zusage der universalen Christusgegenwart gestattet, in diesem konkreten Leiden gerade nichts anderes zu würdigen als eben dieses Leiden. Dieses ist nicht deswegen sinnvoller oder sinnloser, weil es den Gott gibt, den sie kennt; sondern nur weil sie ihn kennt, kann sie sich der Situation ganz übereignen.

Immer dann, wenn diese Spannung im Christentum nachlässt, kommt seine Pastoral in eine Krise. Es meldet sich dann etwa die Versuchung des ekklesiologischen Monophysitismus²: Man schlägt sich hier auf die Seite der Universalität und sieht in den konkreten Bewährungsproben der jeweiligen Gegenwart nur die Illustrationsfälle höherer geistiger Prinzipien. Wer etwa Aids als Geißel Gottes abbilden kann und damit den einzelnen Erkrankten zum Anwendungsfall göttlicher Erziehungsmaßnahmen degradiert, erliegt solcher Leugnung von Konkretion. Denn vor Gott ist niemand nur die Nummer einer Serie. Umgekehrt die Versuchung des ekklesiologischen Nestorianismus: Man schlägt sich hier auf die Seite der Konkretion und sieht in den Bewährungsproben der konkreten Gegenwart nur noch abstrakt die Chance, dass sie etwas mit dem menschengewordenen Gott zu tun

haben könnten. Dieser wird dann eher deistisch gefasst: Sein Wille über die bestimmte Situation sei ja ethisch klar, aber gehandelt werden müsse eben aus rein eigenen Ressourcen. Wer zum Beispiel pastorale Pläne komplett fiskalischen Zwängen unterordnet und dem Geist keinen Raum lässt, verfällt dieser Perspektivverengung. Denn vor Gott ist keine Situation nicht auch von ihm her reformulierbar.

Das Vatikanum II hat unter der berühmten Ziffer 8 von *Lumen Gentium* das hier skizzierte Grundphänomen des *concretum universale* auf das Verhältnis von Soziologie und Theologie hin übersetzt und die chalcedonensische Christologie zur theologisch korrekten Verhältnisbestimmung vorgesehen. Kirche ist hiernach zum einen konkret empirisches Ereignis und damit Gegenstand z.B. der Soziologie; zum anderen ist sie universal ausgerichtetes Zeichen und Werkzeug der göttlichen *communio* und damit Reflexionsgegenstand der Theologie. Beide Perspektiven sind, so Medard Kehl, im Materialobjekt ungetrennt, im Formalobjekt unvermischt. Mit dieser Formel liegt eine kriteriologische Folie bereit, die es erlaubt, in anstehenden pastoralen Entwicklungsprozessen sowohl Soziologismen wie Theologismen zu entlarven und aus ihnen resultierende operative Fehler zu vermeiden.

3. Die Sinus-Kirchenstudie als Impuls pastoraltheologischer Reflexion

Nichts liegt zurzeit näher als die Faszination christlicher Konkretion sowie die chalcedonensische Herausforderung der Ekklesiologie an die Möglichkeiten der Kirchen- und Religionsstudie des Instituts Sinus Sociovision heranzutragen.³ Denn ohne Frage ist diese Studie inzwischen zu „einer gewissen Berühmtheit“⁴ gelangt, so stark, dass namhafte Autoren sogar vor einem aktivistischen Umgang mit den Daten warnen.⁵ Festzustellen ist, dass es nur noch eine Handvoll deutsche Bistümer gibt, in denen die Ergebnisse des „Milieuhandbuchs“ nicht systematisch und

strukturell zur Kenntnis genommen werden; die Impulsivität mancher Spontanreaktionen auf die Veröffentlichung der Studie im September 2005 überraschte;⁶ und die Liste jüngster wissenschaftlicher Aufsätze zur Kommentierung der Studie ist eindrucksvoll.⁷ Eine Auflistung konkreter Ergebnisse der Studie kann deshalb an diese Arbeiten delegiert werden.⁸ Für die Linie dieses Textes reicht die Intention der Studie aus: Man findet hier die Illustration der Außenperspektive der zehn so genannten Sinus-Milieus⁹ auf Kirche und Religion. Man erlebt bei der Lektüre farben- und phänomenreich mit, in welche Grundformationen von Sinn- und Lebensgestalten kirchliche Kommunikationsimpulse umgebrochen werden und umgekehrt: wie aus den spezifischen Sozialisationserfahrungen im Milieu bestimmte Wünsche und Erwartungen an Kirche erwachsen. Man wird auf die Analyse gestoßen, dass vor allem die pfarrgemeindliche Ausdrucksgestalt von Kirche die dominanten Assoziationen der Leute auslöst, und weiter, dass die Verarbeitungen dieser Assoziationen sehr kritisch ausfallen. Nur für vier Milieus gibt es demnach ein gewisses Heimatrecht des Kirchlichen in ihren vitalen lebensweltlichen Bezügen, und diese Milieus sind zum großen Teil überaltert.

4. Startbedingungen theologischer Rede zu und über Milieus

Natürlich müssen diese empirischen Befunde einer theologischen Beurteilung unterzogen werden, bevor es zu strategischen Konsequenzen kommen kann.⁹ Diese Bemühungen stehen erst am Anfang. Was bislang vermisst wird, ist die Konfrontation der Studie mit genuin theologischen Traditionsbeständen. Im Gefolge des oben aktivierten chalcedonensischen Prinzips eignet sich für eine solche Aufgabe allerdings nicht jeder theologische Denkansatz. Im engeren sind es drei Bedingungen, die zu einer fairen, sachangemessenen und ressourcenorientierten Adoption der Sinusdaten erst in den theologischen und dann in den pastoralplanerischen Diskurs befähigen: Erstens geht es um eine Theologie, die

keine Grundangst vor Empirie hat, sondern die die Konkretion menschlicher Lebensgestalten – bei aller Wahrung der analogia entis – als Figuren von Offenbarungswirklichkeit zu lesen instande ist. Es muss ein Entwurf sein, der das Senkblei der Gottesrede in jedwede Tiefe menschlicher Konkretion fallen lassen kann¹⁰, ohne diese vorzuverurteilen oder als zu flach für die Auslotung zu empfinden. Anders gesagt: Es geht um ein Denken, das einen Weg vorsieht von der Schöpfung zum Schöpfer, so dass eine *conversio ad res* und ein *instinctus divinus* im Denkbereich verbleibt. Unvereinbar hiermit wären ein neuscholastisches Stockwerkdennen von Natur und Gnade genauso wie die streng dialektische These etwa Karl Barths, nach der Schöpfer und Schöpfung zueinander nicht nur nicht in Anknüpfung, sondern im genauen Widerspruch stehen. Es muss zweitens ein ästhetisch sensibler theologischer Entwurf sein, denn was die Sinus-Kirchenstudie in voller Illustrationskraft zu bieten hat, ist ja gerade der alltagsästhetische Ausdruck tiefliegender Wert- und Sinnorientierung. Wer sich diesen Sprachformen von Leben schon deshalb verweigert, weil sie ihm (oder ihr) mit Hilfe von „Marktforschung“ erschlossen wurde¹¹, wird in der Offenheit der Phänomene die Dimension der Verborgenheit Gottes nicht wittern können. Und zuletzt: Es bedarf einer theologischen Optik, die inmitten ihrer Weltzugewandtheit die sakramental-mystische Verfasstheit der Kirche fokussiert, ohne diese allerdings schon in welcher Sozialform auch immer aufgehen zu lassen. Es wird ein Festhalten an der Kirchengestalt der Glaubensvermittlung geben müssen, die sich eben den konkreten religiösen Bedürfnissen der Menschen gegenüberstellt und sich gerade nicht aus ihnen ableitet, und die trotzdem gepaart ist mit einer gelassenen Souveränität der konkreten Ausgestaltung des Glaubensvermittlungsprozesses.

5. Theologisches Gestaltsehen

Diese drei Bedingungen formatieren ein theologisches Denken, das in der unmittelbar-

sten Konkretion das Lesen der Universalität so erlaubt, dass eine theologisch zulässige Reaktion kirchlicher Passung denkbar wird. Hans Urs von Balthasar hat für einen solchen Typ Theologie die Formel des „theologischen Gestaltsehens“ geprägt und faszinierend ausgedeutet.¹² Von Balthasar setzt in seiner Ästhetik bei der These an, dass das Sein der Dinge wirklich, ontologisch „Selbstdarstellung und Selbstausslegung im weltlichen Stoff von Natur, Mensch und Geschichte“ (112) ist – und daher mehr als Zeichen. Die Kundgabe der Offenbarung hat „an der Weltgestalt selber ihre Gestalt“ (414). Diese Weltgestalt ist Tempel und Stiftshütte der Herrlichkeit Gottes (415), die zuletzt auf die Offenbarung der trinitarischen Erscheinung in Jesus Christus hinzielt. Hier ist das *concretum universale* am Kulminationspunkt: Der Mensch ist nicht etwa nur ein Abbild Christi, so dass an Christus an sich mehr wäre als er in seiner Selbstübergabe an seine menschliche Natur gezeigt hat; sondern: „Das, was nach der biblischen Aussage Bild und Ausdruck Gottes ist, ist der unteilbare Gottmensch.“ (420). Diese identifizierte Gestalt kann man katholisch wegplatonisieren (das wäre im obigen Sinne monophysitisch) oder protestantisch wegkeptisieren (das wäre im obigen Sinne nestorianisch) (420.423) – doch dann unterbietet man den Gedanken der Inkarnation. Christen sind präzise jene Leute, die sich der Rettung der weltlichen Gestalt verpflichtet sehen, und zwar genau in derer irdischen, fleischlichen und zeitlichen Würde. Auch die eschatologische Schau Gottes wird unsere Gestalthaftigkeit nicht prinzipiell aufheben und uns zu rein geist-erkennenden Wesen machen, sondern es bleibt auch in der *visio beatifica* bei der gestalthaften Wahrnehmung. Christlicher Glaube ist daher an die Ausdrucksgestalten von Mensch und Welt verwiesen – wenngleich auch zu beachten ist, dass sich die Offenbarung nicht einfach aus der Bedürfnisstruktur der Immanenz ergibt. Im Gegenteil: Von Balthasar insistiert darauf, dass die vorgängige Inbeziehungsetzung Gottes zur Welt die umgekehrte Spur erst begründet hat und von hierher sowohl die immanente Ausdrucksqualität des immanent Seienden wie auch die

unteilbare Freiheit Gottes in seiner Unverrechenbarkeit denkmöglich ist.

6. Theologisches Gestaltsehen und die Sinusstudie

Gerade weil mit den theologisch-ästhetischen Kategorien von Balthasars sowohl eine Würdigung konkreter Lebensgestalten geleistet wie eine (von nicht wenigen befürchtete) Selbstausslieferung der Pastoral an so etwas wie „religiöse Bedürfnisse“ verhindert werden kann, empfehlen sie sich als Hintergrundfolie für den Umgang mit den Daten der Sinus-Kirchenstudie. Der Vorschlag zielt darauf hin, in den konkreten und scheinbar banalen Ausdruckshandlungen der Menschen bestimmter Milieus zuerst ihre Rückbindung an zentrale Werte und dann ihre religiöse Signatur zu erkennen, um sich hiervon zur Suche nach dem kirchlichen Deute-Ort solcher ausgedrückten Werte begeistern zu lassen. Kürzer gesagt: Man kann sich von der balthasarschen Idee des theologischen Gestaltsehens motivieren lassen, den Alltag von Menschen als Reservoir jesuanischer Spuren zu lesen. Die Sinus-Studie zeichnet sich gerade dadurch aus – und das unterscheidet sie von vergleichbaren Milieueuristiken wie etwa den Modellen von Schulze oder Vester – dass sie diesen Alltag vorführt und auf seine soziokulturellen Gravitationskerne zurückführt. So wird die je eigens milieuformatierte Alltagsbewältigung nicht nur verständlich, sondern auch für die pastorale Begegnung geöffnet. Solches theologisches Gestaltsehen holt den einzelnen pastoralen Akteur bei der oben behaupteten Grundfaszination ab, Menschen in ihren konkreten Bezügen das allumfassend-universale Heil zuzusprechen und zu bezeugen. Hier liegt der Sitz im Leben für die Sinusstudie, was die pastorale Großwetterlage angeht. Denn diese Konkretion der Pastoral am und durch den Menschen ist in den derzeitigen Großplanungsprozessen zurückgedrängt und ihre Erfahrbarkeit wird von vielen neu ersehnt. Dort wo die Struktur der Kirche den Alltag vor Ort verlässt, kein Hauptamtlicher mehr greifbar ist, Eucharistie

nicht mehr gefeiert wird und zum Teil sogar die lieb gewonnenen Gebäude verändert werden, dort muss eine neue Befähigung der am Ort bleibenden Gruppen und Gremien bis hin zu den Pastoralteams erlangt werden, die mit Konkretion zu tun hat. Die mit der Sinusstudie verbundenen Mikrokartierungen des jeweiligen pastoralen Raumes sowie die Wahrnehmungsschulungen auf die Milieus hin können bei solchen Befähigungsprozessen wertvoll assistieren.

Fassen wir die herbeigezogenen theologischen Stränge zusammen: Die Sinusstudie aktiviert erstens die Herausforderung einer chalcedonensischen Ekklesiologie, der gemäß die Minderbewertung der menschlich-empirischen Seite der Kirche ihren theologisch-göttlichen Charakter nicht stärkt, sondern mindert.¹³ Sie motiviert zweitens die augustini-sche Tradition der *vestigia Dei*, lenkt den Fokus aber auf die theologische Dignität von leibhaftigen Alltagserfahrungen und verbindet diese mit den Denkmodellen der theologischen Ästhetik. Drittens scheint es überaus reizvoll, von Balthasars Programm des theologischen Gestaltsehens für eine milieusensible Pastoral zu entdecken.¹⁴

7. Ein Beispiel: Die alltagsästhetische Inszenierung von Hauseingängen

Um von den so mindestens im Fernrohr erblickten theologischen Höhen in die kräftigere Luft der konkreten Pastoral hinab zu steigen, soll das zuletzt genannte Programm einmal als Beispiel plausibilisiert werden. Vielen wird es wohl damit zu banal – aber gerade Banalität ist die Bewährungsprobe des theologischen Gestaltsehens, soll dieses doch gerade die Dignität nicht der Hoch- sondern der Normalitätsformen menschlicher Existenzbewältigung bezeugen.

Die theologisch im Folgenden zu würdigende „Gestalt“ sind: Hauseingänge. Hauseingänge sind für den milieusensiblen Beobachter detailreiche Informationsquellen über dortige Bewohner, gewissermaßen Visitenkarten. Über die Inszenierung des Hausein-

gangs werden gewünschte Ersteindrücke organisiert, und es gehört zu den Grundeinsichten der Milieutheorie, dass dies den „Machern“ solcher Ersteindrücke gar nicht bewusst sein muss. Im Gegenteil: Je weiter jemand von sich wegweisen würde, bewusst einen Hauseingang geschaffen (neudeutsch: performt) zu haben, desto auffälliger ist ja gerade die zumeist festzustellende Passung des Entrees mit grundlegenden Wert- und Sinnüberzeugungen. So ist es in milieusensibler Optik eben kein Zufall, dass etwa die „Traditionsverwurzelten“ in ihren Grundhaltungen von Bescheidenheit, Konformismus und Sicherheitsstreben sowie ihrer abgrenzenden Distinktion gegenüber allem Experimentellen, Exponierten und Exzentrischen typischerweise einen defensiven Hauseingang schaffen: von der Straße abgewandt gelegen, oft mit Stufenaufgängen zur Haustür, blickdichte Gardinen, massive Türen, robuste Kleinpflanzen wie Stiefmütterchen, Primeln oder „fleißige Käthchen“ im Vorgarten, seriengefertigte Klingelschilder (immer nur der Nachname!) sowie oft der Aufkleber „Keine Werbung“ auf dem Briefkasten inszenieren eine Schwelle, über die nur der Vertraute treten soll.

Ganz anders dagegen die Hauseingänge der „Etablierten“. Gemäß der hier virulenten soziokulturellen Gravitation aus hoher (auch sozialer) Leistungsbereitschaft, Elitebewusstsein und hierarchischer Anspruchshaltung wird das Entree zum eigenen Anwesen wie eine Art moralischer Prüfstrecke inszeniert. Der Kommende soll sich selbst taxieren, ob er dem ihm hier gebotenen repräsentativem Stil, ob er dem Qualitätsstandard des Bewohners gewachsen sein wird. Denn im etablierten Lebensstil herrscht eine perfektionistische Alltagsästhetik (ähnlich wie bei den „Modernen Performern“), das heißt: Der Ausgedrückte unterstellt sich selbst normativ dem Ausdrucksanspruch seiner ästhetischen Umgebung – in einem Wohnzimmer der Belle Epoque empfangen ich niemanden im Unterhemd. (Diese Logik würden übrigens anti-perfektionistische Milieus wie „Postmaterielle“ oder „Experimentalisten“ niemals für

sich befürworten.) Die angesprochene Taxierung durch die Inszenierung des etablierten Hauseingangs läuft etwa über ein perfekt aufeinander abgestimmtes Ensemble aus Landschaftsbau (etwa: hohes Sumpfgas in hellen Steinen), Frontarchitektur (etwa: abgesetzte Fenster, Balkonfluchten und blendend weißer Putz) und Einfahrtsdramaturgie (etwa: Zuwegung kreisförmig um einen Baum herum). Es dominieren insgesamt klare Linien, freie Flächen und Kombinationen aus Mauerwerk und Glas. Säulen flankieren den Hauseingang und geben ihm die deutliche Anmutung eines transitus. Schmiedeeiserne Verzierungen vor Tür und Frontfenstern bekunden Potenz genauso wie Distanz – Distanz im Sinne von Prüfung, nicht von Abwehr wie bei den „Traditionsverwurzelten“.

Ein dritter, sehr auffälliger Typ von Hauseingängen wird von den Milieuvetretern der „Bürgerlichen Mitte“ angeboten. Besser: den Milieuvetreterinnen. Denn wenn es auch schwierig ist, bei der „Bürgerlichen Mitte“ überhaupt irgendein hervorstechendes Merkmal der Alltagsästhetik zu finden (sie gelten schließlich als die „netten, normalen Leute von nebenan“) – im Dekorationsbedürfnis der hier lebenden Frauen hat man eines identifiziert. Sinus Sociovisison bezeichnet die „Bürgerliche Mitte“ als den statusorientierten Mainstream, geprägt vom Streben nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen. Letzteres ist zu betonen: Die Milieuvetreter haben ein großes Bedürfnis, aber auch eine hohe Kompetenz zur Beschaffung von Harmonie und Wohlbehagen. In diesem sehr kinderfreundlichen Milieu spielen diese hierfür auch eine symbolische Rolle, denn sie provozieren einen Lebensstil des Schutzes, der Bewahrung und der Vorsorge. Für all dies findet das Milieu eine reiche Ausdrucksgestalt im eigenen Hauseingang. Typischerweise ein Reihenhaus, wird das Entree mit hoher Gefühlsqualität ausgestattet: Der Zuweg bietet farbenfrohe Blumen und Bodendecker in sauberen Beeten; auf den Treppenstufen sitzen kleine Holzschweinchen mit Klappfüßen; im Eingangsbereich, je nach Saison, ein Halloween-Kürbis, Blumentöpfe mit Kressesamen

oder drei unterschiedlich große, blaue Keramikugeln. Die Fußmatte zeigt einen lachenden, jonglierenden Clown mit der Aufschrift: „Willkommen“, oder „Hello“. An den Fenstern das Jahreszeitendeko: Schneemänner, umher fliegende Bienen oder Weihnachtssterne. Das Namensschild ist seriell und gerade kein Unikat – wie etwa bei den selbst gebrannten Tonschildern postmaterieller Familien mit der Aufschrift: „Hier wohnen Elke und Tim Schulte mit den Kindern Torben, Ole und Sarah“. Durch das ganze Ensemble warmer Farben, naturbezogener Themenfiguren, lachender Gesichter und mitelpreisiger, pflegeleichter Materialien bekommt der Hauseingang der „Bürgerlichen Mitte“ eine entwaffnende Note: Das Nachbarschaftliche, Verspielte, im letzten Harmlose wird gerne eingelassen; das Komplizierte, Angestrengte, Bedrohliche soll sich hier als unpassend empfinden.

8. Pastorale Exegese des Alltags

Alle drei bisher skizzierten Typen von Hauseingängen zeigen deutlich eine sehr konkrete Korrespondenz von Werthaltung und Alltagsästhetik. Die inneren Überzeugungen werden in Alltagsgewänder gehüllt, und in diesen sollen sie (nach innen) sowohl gut gekleidet wie (nach außen) gut informierend dastehen. Aus diesen Spuren wären nun in einer Art „pastoraler Exegese des Alltags“ nicht nur die Signale an die soziale Umwelt herauszulesen, sondern auch die Signale an die göttliche Transzendenz und ihre kirchliche Vermittlung. Wenn wir etwa durch Sinus Sociovision wissen, um welche Werte sich das Milieu der *Bürgerliche Mitte* herum bewegt, und dann beobachten, wie eine Mutter der *Bürgerlichen Mitte* mit viel Liebe ein lachendes Blumentopfmännchen erst bastelt und dann vor die Haustür stellt, um Eintretenden eine friedliche Gesinnung nahe zu legen – ist das nicht lesbar als eine Spur ihres eigenen Bedürfnisses nach Schutz und Bewahrung? Wer stellt ihrem Leben so ein Friedenssignal „vor die Tür“? Und, von der Metanoia her gedacht: Wer vermag ihr ein grundlegendes

Weltvertrauen so anschaulich und so glaubwürdig zu vermitteln, dass sie bereit wird für die Akzeptanz der Paradoxien und schrecklichen Harmoniebrüche menschlicher Existenz sowie für eine wirksame Solidarität im politischen Einsatz für die Opfer?

Theologisches Gestaltsehen wird zu einer solchen Exegese – die um mannigfache Beispiele aus anderen Milieus zu erweitern wäre¹⁵ – in der Lage sein. Es gibt hier nichts, was zu banal wäre, um, mindestens potenziell, als Bedeutungsspur zu dienen. Dabei wird dieses Programm zweierlei im Blick haben:

Es ist erstens bereit, die indikativen, die hochbedeutenden alltagsästhetischen Signale in den Lebenswelten der Menschen wahrzunehmen und wertzuschätzen. Hierzu braucht sie ein erprobtes Instrumentarium, das vor allem die blinden Flecken der eigenen Milieuzugehörigkeiten im Kirchenbetrieb aufhellt. Die Sinusstudien sind ein solches Instrumentar und als eine solche Wahrnehmungsschule hervorragend einsetzbar.

Trotzdem gilt aber auch ein zweites: Theologisches Gestaltsehen wird sich den eruierten Lebensthemen der Menschen nicht einfach ausliefern und zur reinen Bedürfnisbefriedigungspastoral degenerieren. Vielmehr wird sie nach der Stelle suchen, an der ein signifikantes alltagsästhetisches Signal zum einen eine Sehnsucht nach christlich-verbaler oder christlich-ritueller Aufgehobenheit zeigt und zugleich eine Offenheit für Korrektur und Ergänzung der im Signal ausgedrückten und dahinter liegenden Existenzgestalt erkennen lässt.

Anmerkungen:

¹ Der Titel wie auch der folgende Einleitungsgedanke des *concretum universale* ist der theologischen Großintuition Hans Urs von Balthasars verpflichtet; vgl. dazu Medard Kehl: Hans Urs von Balthasar. Ein Portrait, in: ders.: Werner Löser (Hg.): In der Fülle des Glaubens. Hans Urs von

- Balthasar-Lesebuch. Freiburg/ Basel/ Wien 1980, 13–60, bes. 18–23. Bei von Balthasar liegen groß dimensionierte theologische Anschlussgedanken bereit, die eine kritisch-motivierende Rezeption der Sinus-Kirchen-studie für die pastorale Selbstverständigung einer missionarischen Kirche inspirieren könnten. Diese denkerischen Potenziale sollen im Folgenden mindestens angedeutet werden.
- ² Vgl. zur folgenden Einführung einer chaldonensisch formatierten Ekklesiologie Medard Kehl: Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie. Würzburg 1994, 3. Aufl., 132–138 sowie Hans-Joachim Höhn: Kirche und kommunikatives Handeln. Frankfurt a.M. 1985, 17–28.
- ³ Vgl. Medien-Dienstleistung GmbH (Hg.): Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus“ 2005“. München 2006.
- ⁴ Rainer Bucher: Die Provokation annehmen. Welche Konsequenzen sind aus der Sinusstudie zu ziehen?, in: Herder-Korrespondenz Nr. 9/2006, 450–454.
- ⁵ vgl. etwa Klaus Müller: Vox Dei? Zum theologischen Status von Umfragen, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 216–220, 217; Karl Gabriel: Plädoyer für eine gehaltvolle empirische Forschung, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 221–223, 221; Franz-Peter Tebartz-van-Elst: Studie kritisch hinterfragen, in: kirche & leben (Bistumszeitung Münster) vom 7.5.2006, 5.
- ⁶ Vgl. etwa KNA-Nachrichtendienst Nr. 20 vom 17.5.06, in dem hochrangige Teilnehmer einer Tagung zur Sinusstudie die Milieus als „Ghettos“ bezeichnen oder Abwehr-Statements äußern wie: „Ich glaube an Jesus Christus, nicht an die Sinus-Milieus.“
- ⁷ Vgl. nur die Hefte 3 und 4/2006 der Zeitschrift Lebendige Seelsorge; die Hefte 5 und 6/2006 von Publik Forum, die Hefte 4, 7 und 9 der Zeitschrift Herderkorrespondenz oder die Zehnerserie von Milieuportraits (vom 26.2.–7.5.2006) im bistumsübergreifenden Mantelteil der Kirchenzeitungen 4/2006.
- ⁸ Vgl. vor allem Michael N. Ebertz: Anschlüsse gesucht. Ergebnisse einer neuen Milieu-Studie zu den Katholiken in Deutschland, in: Herder-Korrespondenz Nr. 4/2006, 173–177; ders.: Wie ticken Katholiken? Die Ergebnisse der Sinus-Studie, in: Herder Korrespondenz Spezial – Katholisches Deutschland heute (Mai 2006), 2–6; sowie: Carsten Wippermann/ Bernhard Spielberg: So nah und doch so fremd. Ein Blick auf gesellschaftliche Milieus in Deutschland, in: Infodienst Theologische Erwachsenenbildung Nr. 1/2006, 11–15.
- ⁹ Eine Forderung, die natürlich nicht als Kritik an die Sinusstudie selbst gerichtet werden kann, (was gelegentlich geschieht), sondern dem pastoral-theologischen Diskurs überlassen werden muss.
- Die Sinusstudie selbst muss als ein Werk qualitativer Sozialforschung angesehen werden, das die Außenperspektive auf Kirche einfängt und hierzu milieuspezifische Explorationen analysiert hat. Dies gilt auch für die vielfach kritisierten „Do's and Don'ts“ der Studie, die niemals als pastorale Handlungsanweisung, sondern – wie es die einschlägige Kapitelüberschrift im Handbuch auch unmissverständlich sagt – als Expertise von Profis der Kommunikationsanalyse zu gelten haben. Dies hat der leitende Autor des Forschungsberichtes von Sinus Sociovision inzwischen noch einmal verdeutlicht; vgl. Carsten Wippermann: Lebensweltliche Perspektiven auf Kirche, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 226–234, 234. Vgl. hierzu weiterhin Michael Hainz: Milieuberschreitende Evangelisierung. Sinus-Studie 2005, in: Stimmen der Zeit Nr.8/2006, 562–566, 564; Bernhard Spielberg: „...et nos mutamus in illis“ – Wenn die Analyse stimmt – was dann?, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 252–257, 254.
- ¹⁰ Nach Georg Simmels berühmter methodischer Anweisung für die Alltagssoziologie, nach der sich „von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seele schicken lässt, dass alle banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslinien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind.“; vgl. Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders.: Das Individuum und die Freiheit. Essays. Frankfurt a.M. 1993, 192–204, 195 (zuerst 1903).
- ¹¹ Vgl. etwa den Zwischenruf der Chefredakteurin Veronika Prüller-Jagenteufel der Zeitschrift Diakonia unter dem Titel „Marktgängige Kirche?“ (Heft 3/2006, 202), der der Studie unterstellt, nur nach der Marktlage der Bessergestellten gefragt zu haben; oder den Verdacht von Hadwig Müller („Lieber eine schwache Kirche als eine schwache Theologie. Zur genuinen Identität der Kirche“, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 247–251), die Studie impliziere „die Kirche [als, MS] Gegenstand und Ziel einer Marketing-Strategie“ (247). Vgl. zum Dauervorwurf, mit der Sinusstudie habe die Kirche eine kommerzielle Marktheuristik eingekauft, den Hinweis des Sinus-Forschers Carsten Wippermann (aaO., 228), dass das Modell der Sinus-Milieus gerade nicht in der Marktforschung entwickelt wurde, sondern „eine sozialwissenschaftliche Bestandsaufnahme zum Wertewandel und der Lebenswelten unserer Gesellschaft ist“. Als solches genießt es in der Sozialstrukturanalyse hohen Respekt; vgl. nur Werner Georg: Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie, Opladen 1998 oder Stefan Hradil: Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre, in: ders., (Hg.):

Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen. Opladen 1992, 15–55.

- ¹² Vgl. etwa Hans Urs von Balthasar: Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik, Bd. 1: Schau der Gestalt. Einsiedeln/Trier, 3. Aufl. 1988, 413–449. Die folgenden Zahlen in Klammern beziehen sich auf diesen Text.
- ¹³ So der Leiter des Ressorts Christ und Welt beim Rheinischen Merkur, Rudolf Zewell: Ferne Lebenswelten, in: Rheinischer Merkur Nr. 12/2006, 23 unter Bezug auf Medard Kehl.
- ¹⁴ Einen vierten denkbaren theologischen Zugang skizziere ich über den topologischen Ansatz Hans-Joachim Sanders unter Bezug auf Gaudium et spes unter dem Titel „Milieuverengung als Gottesverengung“, in: Lebendige Seelsorge Nr. 4/2006, 284–289.
- ¹⁵ Hier nur eine kleine Liste, welche hoch milieuin-dikativen Situationen da als „Gestalten“ erst soziologisch, dann theologisch zu lesen wären: Das Riechen an der Rose bei den „Konservativen“; die Bereitung des Lesemöbels bei den „Postmateriel-len“; der stets laufende Fernseher bei den „Kon-sum-Materialisten“; das Hemdenbügeln bei den „Modernen Performern“; das Zu-Fuß-Gehen der „Experimentalisten“.